



Abend:

Zeitung.

55.

Montag, am 5. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Reimer'schen Buchdruckerei in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hrn.)

Die gespenstische Nonne.

Eine Erzählung von E. C. Wittich.

Der Baron von F. hatte seit einigen Monaten den Aufenthalt auf seinen Gütern mit dem Aufenthalte in der Residenz vertauscht. Er war hierzu durch mehrere unangenehme Ereignisse in seiner Familie, namentlich durch die Scheidung von seiner Gattin und durch den bald hierauf erfolgten Abgang seines einzigen Sohnes auf die entlegene Universitätsstadt veranlaßt worden, und hoffte, daß die Zerstreungen in der Residenz diese Eindrücke etwas mindern sollten. Er ließ zwar bei dem Abgange von seinen Gütern hier seine Mutter, eine bereits hochbejahrte Dame, zurück; aber die noch rüstige Matrone stand schon seit Jahren mit seltener Energie der Verwaltung der Güter vor, und der Baron konnte in dieser Beziehung sorglos seyn; auch wußte er, daß Emilie, die Pfliegerin seiner Mutter, für solche mit aufopfernder Sorgfalt wachen, und ihr in jeder Beziehung thätig an die Hand gehen würde.

Der Baron befand sich schon seit mehreren Wochen unwohl und hatte deshalb die Hilfe des Doktors A., welcher zugleich sein vertrauter Freund war, in Anspruch genommen. — Der Baron kam so eben von einem Spaziergange zurück, als ihm der Bote einen Brief überreichte, an dessen Adresse er sogleich die Hand Emilien erkannte. Sie schrieb, die Frau Baronin liege bereits seit mehreren Tagen krank, sie sey vor einigen Tagen aus dem Parke gekommen, sey munter, ja sogar aufgereggt gewesen, und

habe im Parke den Arbeitern Rathschläge bei Anlegung einer neuen Anlage gegeben. Wahrscheinlich habe sich solche eine Erkältung im Parke zugezogen; denn als sie ihr Zimmer betreten, sey sie plötzlich mit einem lauten Schrei zusammengesunken, und als die Dienerschaft herbeigesprungen, habe man die Frau Baronin fast leblos gefunden, und für todt auf ihr Ruhebett getragen; sie sey zwar nach einiger Zeit wieder zu sich selbst gekommen, habe indessen von Stund an delirirt und spreche in diesem Zustande fortwährend von einer Erscheinung, welche ihr baldiges Ende verkündet habe. Der Baron wurde dringend gebeten, so bald als möglich auf dem Schlosse E. einzutreffen.

Der Baron wurde über diesen Brief im hohen Grade bestürzt, er entfiel seinen zitternden Händen und er fühlte sich fast einer Ohnmacht nahe. In diesem Zustande fand ihn Doktor A. „Lesen Sie, mein theurer Freund,“ sagte der Baron, indem er dem Doktor den Brief hinreichte, „und sehen Sie, wie das unerforschliche Schicksal nicht müde wird, mich zu verfolgen! — Aber sagte es mir nicht meine Ahnung, daß mir in diesen Tagen wieder ein neuer Unfall begegnen würde? Noch niemals haben mich diese leisen Andeutungen einer eigenen im Verborgenen waltenden Macht betrogen! Ich weiß es gewiß, meine Mutter wird sterben!“ Thränen füllten sein Auge, während der Doktor rasch den Brief aus der Hand legte und etwas unwillig begann: „Wie können Sie nur geradezu behaupten, daß Ihre Mutter sterben wird? Wissen Sie denn wirklich, daß die Sache sich so verhält, wie man sie Th-

nen hier geschrieben hat? Der Brief ist, wie es scheint, von einer weiblichen Hand. Sie können ja nicht wissen, welche Zusätze Phantasie, Angst und Schrecken gemacht haben."

"Mein Gott!" rief der Baron, "wie können Sie noch zweifeln! Der Brief ist von der Hand der Pfliegerin meiner Mutter; es sind nur wenige Worte; man sieht, daß der Brief mit der größten Schnelligkeit hingeworfen ist! — Lieber Freund, Sie wollen mich trösten; aber ich weiß es, die bestimmteste Ahnung sagt es mir, meine Mutter wird sterben!" Händeringend ging der Baron im Zimmer auf und ab.

"Und ich muß Ihnen dagegen, und zwar auf langjährige Erfahrung gestützt, versichern," fiel ihm der Doktor beruhigend ein, "daß ich auf das Bestimmteste glaube, ja fast überzeugt bin, daß dieser Anfall nur ein vorübergehender seyn wird. In dem Briefe steht etwas von einer Erscheinung. In der Begleitung solcher Phantome befindet sich selten der Tod. Solche Spiele der Phantasie künden vielmehr eine innere Kraft; besonders bei einer bejahrten Dame. Eine vorübergehende Störung der Verdauung; eine temporaire Irritabilität des Nervensystems; eine Anhäufung oder Stockung des Blutes, die das Sehorgan krankhaft afficirte; das ist Alles! — Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich; denn Sie sind dieß ohnehin Ihrer eigenen, zerrütteten Gesundheit schuldig!" —

"Sie werden sehen," entgegnete der Baron schmerzlich, "daß mich meine Ahnung nicht betrogen hat, daß auch meine gute Mutter ihre Ahnung nicht trügt!" Er faßte die Hand des Arztes: "Thun Sie mir den Gefallen," fuhr er fort, "und reisen Sie mit mir zu meiner Mutter; in längstens einer Stunde können wir Postpferde haben, und vor Mitternacht sind wir in E. — Sie können sich denken, wie Ihre Gesellschaft auf der Reise mich beruhigen, und Ihre Gegenwart an dem Krankenbette meiner Mutter mich mit Trost erfüllen muß!" —

Der Doktor wollte Einwendungen machen; er schützte vor, daß seine Anwesenheit höchst nöthig und daß der Mutter des Barons sicher ärztliche Hilfe nicht ferne geblieben sey; aber der Baron hat so beweglich, so inständig, daß der Doktor zuletzt zusagte, und beide sich nach Ablauf von zwei Stunden miteinander im Wagen, und auf der Reise nach dem Stammschlosse E. befanden. —

"Hat Ihre Mutter schon früher Visionen gehabt?" unterbrach der Arzt nach einer Weile die Stille.

"Daß ich nicht wüßte!" entgegnete rasch und verletzen der Baron. "Doch," fügte er nach einer kleinen Pause des Besinnens hinzu, "warum soll ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen? — Meine Mutter hat in

verschiedenen Lebensperioden eine und dieselbe Erscheinung gehabt, und auf solche folgte jedesmal ein Sterbefall in der Familie."

"Welche Erscheinung hatte Ihre Mutter?" —

"Erlassen Sie mir dieß bis zu einer gelegnern Zeit," sagte ängstlich der Baron.

Der Doktor lächelte. "Es scheint fast, als glaubten Sie selbst an solche Erscheinungen," fuhr der Doktor fort, während er auf die Tabatiere klopfte und eine Pfeife nahm. "Sie stehen demnach unter der Protektion des ehrwürdigen, längst verstorbenen englischen Doktors Glanzwill, der eine Vertheidigung der Hexenproceße geschrieben hat und in seinem trefflichen Seducismus triumphans eine Menge von Geistererscheinungen erzählt, welche den Geistergeschichten, die uns seit einigen Jahren von einer andern verwandten Richtung her im Drucke erzählt worden sind, auf ein Haar ähnlich sehen."

Der Baron fuhr empor. "Herr Doktor, ich muß Sie bitten, eine für mich sehr ernsthafte Sache nicht von der spaßhaften Seite aufzufassen!"

Der Doktor lachte hörbar in sich hinein, während er auf seiner Dose trommelte. —

"Was könnte Jemanden, der in dieser Beziehung noch nicht selbst Erfahrungen gemacht hat, wohl zum Zweifel an der Realität dieser Dinge berechtigen?" fuhr der Baron aufgeregt fort.

Leise warf der Arzt dazwischen: "Eine *petitio principii*." Der Baron schien dieß nicht gehört zu haben, und er setzte in seltsamer Aufregung das Thema fort:

"Diese Verstandesmenschen, diese kritisirenden Barbaren scheinen sich verschworen zu haben, Alles, was nicht in ihre beschränkten Sinne fällt, als nicht existirend zu betrachten, und allen Fortschritten, welche die Naturwissenschaft in dieser Beziehung machen könnte, einen Damm entgegen zu stellen. Aber man gebe sich nur die Mühe, auf die Beweise zu hören, welche sie dagegen vorbringen! Da heißt es denn, es widerstreite aller Erfahrung: als ob sie die Einzigen seyen, welche überhaupt Erfahrungen gemacht hätten, oder als ob eine Negative hier irgend einen Gegenbeweis liefern könne? Da heißt es ferner, es widerspreche der gesunden Vernunft; als ob nicht so Manches der gesunden Vernunft widerspreche und nichts desto weniger existire? Wenn es hoch kommt, adressiren sie sich an die moralische Weltordnung; aber mein Gott, haben denn diese Menschen mit im Rathe der ewigen Weisheit gefessen? — Kann nicht scheinbar etwas widerstreiten, das doch tief innerst begründet seyn dürfte. Zuletzt gerathen sie auf ein Feld, das sie gerade hätten fliehen sollen; sie behaupten nämlich, alle derartigen Erscheinungen stün-

den mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch. Da sprechen sie denn von der Luft und deren Schwere; sie analysiren das Wesen des Geistes so, daß auch nichts mehr, als das Absolute übrig bleibt. Da heißt es denn, ein Geist könne nicht gesehen, nicht gefühlt werden, eben weil er Geist sei; ein Geist, der sichtbar werden könne, sey kein Geist, u. dergl. m. — Aber an das unerforschliche Wesen des Magnetismus denken sie nicht; sie überlegen nicht, daß der Geist nach der Trennung von dem Körper unter besondern Bedingungen vielleicht als magnetisches Fluidum noch in der palpablen Welt verweilen und sich manifestiren könne! Hat man ihnen aber auch zur Evidenz erwiesen, daß sie nichts erwiesen haben, dann adressiren sie sich an das Unartige, und lassen die Worte: Aberglauben und Mystik nicht undeutlich hören; sie citiren Thomas Morus und den Pater Spec und drohen am Ende mit der Polizei. — Aber kann dieß Alles anders seyn in einer Zeit, die so ganz und gar an Aeußerlichkeiten hängt; in einer Zeit, wo Tiefe des Gemüths Krankheit gescholten wird, wo das, was früher Werke des Gemüths waren, nun klapperdürre dialectische Stylproben sind; in einer Zeit, wo man den Schleier von Allem wegreißen möchte, um das Heiligste in unheiliger Blöße zu zeigen. — Auch die geheimnißvollen Bewohner des Mittelreichs beben vor diesen Realitäten! — Um das Haupt des Schlafers, der im tiefen Rausche schnarcht, gaukelt nicht die scheue Sphinx atropos; dort entfaltet die zitternde Psyche nicht ihre thau-träufelnden Schwingen, und kein Schatten des Mittelreichs wird nächtlich mit dem unruhig um sich schlagenden Schlafers beten wollen der vielleicht nicht einmal das pater noster mehr beten kann!“ —

Der Doktor lachte hörbar; der Baron fuhr noch immer aufgereggt fort:

„Aber ist die Musik deshalb nicht vorhanden, weil sie der Taube nicht hört; sind Raphaels verklärte Gestalten nichts desto weniger erhaben, weil sie der niedrige Sinn nicht faßt; ist das Gemüth und ist die Liebe nicht da, weil sie Rohheit und Debauche nicht besitzen? — Ist endlich das Bestreben zum wahren Ruhme und zur wahren Ehre nicht vorhanden, weil sie zur Zeit sich in Ehrsucht und Neid widrig manifestiren?“ —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Portugiesisches Pressegesetz. — Das neue portugiesische Pressegesetz bestimmt (laut der Lissaboner Hofzeitung) für Schriften, die hochverrätherische Tendenz gegen den Staat haben, als Straf-Maximum 250 Pfund

und 2 Jahre Gefängniß. Wer in seinen Schriften aber bloß den lieben Gott lästert, kommt bei weitem wohlfeiler weg. Man bezahlt für den schlimmsten Fall der Gotteslästerung nur 200 Pfund, und wird auf ein halbes Jahr eingesperrt.

Erste Zeitung. — Aus der im belgischen Journal „Emancipation“ mitgetheilten Rede des Baron de Staassart, in der Sitzung der königlichen Akademie der Künste und Wissenschaften zu Brüssel am 16. Decbr. 1837 gehalten, heben wir die Bemerkung aus: „Man hat behauptet, die Zeitungen wären venetianischen Ursprungs und datirten sich nur von Anfang des 17. Jahrhunderts her. Das ist ein Irrthum: Antwerpen hatte schon eine flämändische im Jahr 1550, die von dem Buchdrucker Verhören unter dem Titel Courante herausgegeben ward.“

Artiger Pfiff. — Die Zollbeamten in Paris sind ungemein höflich geworden, indem sie jeden Einpassirenden mit abgezogenem Hute begrüßen. Wer dieß nicht erwidert wird als verdächtig untersucht. Denn es hat sich mehrmals ergeben, daß sich in den Hüten Blasen mit Branntwein u. dergl. fanden, der dem Zoll entzogen werden sollte.

Lueurs matinales. — So ist eine Gedichtsammlung von Paul Tuillerrat betitelt, die jetzt das Pariser Publikum lebhaft beschäftigt. Als ganz vorzüglich zeichnet man unter diesen Poesien eine „Nachtpromenade“ und die „Eisenbahnen“ aus. Der junge Lyriker soll es sehr glücklich mit V. Hugo aufnehmen.

Eisenbahnen. — Der projektirten Bahn von Nürnberg über Bamberg an die nördliche Grenze Baierns, stellte das Terrain bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Doch die Deutschen sind eisenfest genug, um sich vor Bergen und Flüssen nicht zu genieren. Bei Erlangen soll die Bahn in einer Länge von 2000 Fuß durch einen Berg gebrochen werden.

8. 8.

Die Liebe höret nimmer auf!

(1. Corinth. Capitel 13.)

Sprächst Du mit Menschen- und Engelzungen,
Und es wäre Dein innerstes Herz
Nicht von dem Feuer der Liebe durchdrungen,
Gleichst Du nur einem tönenden Erz.

Hättest Du Höhen des Wissens erklimmen,
Trüg'st allen Glauben in Deinem Gemüth,
Sag', was würde Dir's nützen und frommen
Obne ein Herz, von Liebe durchglüht? —

Gibst Du den Armen all' Deine Habe,
Labetest den Kranken, der Deiner begehrt, —
Fehlte Dir selbst doch die süßeste Labe,
Hätte nicht Liebe Dein Herz verklärt. —

Glaube und Hoffnung werden vergehen,
Schließest Du müde einst Deinen Lauf;

Doch zu des Himmels ewigen Höhen
Folgt Dir, o Freund, die Liebe hinauf!
Robert Köhler.

Auflösung der „vier Geschwister“ in Nr. 50.
Die Tageszeiten.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburger Feuilleton.

Der Abend des 5. December war in unserm Stadttheater ein sehr stürmischer, welcher, Gottlob! zu den seltenen zu zählen ist. Es wurde, zum Benefiz-Antheil des beliebten Schauspielers Döring, zum ersten Male ein neues Lustspiel von Clemens Gerke: „Die Auswanderer am Ohio“, in 5 Akten gegeben. Der erste Akt erhielt unzweideutige Zeichen des Beifalls; der zweite und dritte gingen still vorüber: doch im vierten äußerte sich so deutlich das Mißfallen des zahlreich versammelten Publikums, daß man mit Recht für den letzten Akt befürchten mußte. Diese Befürchtung bestätigte sich nur zu sehr, denn, nachdem die ersten Scenen still angeschaut worden, brach ein heilloser Charivari von Pfeifen, Pochen, Zischen, Scharren, Trommeln, Schreien und Applaudiren los, daß den Darstellern nicht möglich war, fortzuspielen, und Lenz hervortrat, um zu fragen: ob man die Fortsetzung des Stückes wünsche oder nicht. Da brach der Lärm von Neuem aus, doch erhielt endlich der Theil des Publikums, welcher die Fortsetzung wünschte, die Oberhand, und das Stück wurde, doch unter fortwährenden Störungen, beendigt. Da erhob sich am Schlusse der Sturm auf's Neue, und zwar — wir scheuen uns fast, dieses niederzuschreiben — gegen die Direktion. Man rief sie hervor und hörte nicht eher auf, einen ganz heillosen Lärm und Scandal zu machen, bis die Direktoren heraustraten. Anstatt nun sich darüber zu äußern, was man denn eigentlich von der Direktion wolle, ging der Lärm endlich in Stille über, und unser allgemein verehrter Direktor Schmidt nahm das Wort. Wir an seiner Stelle würden nach der Ursache des heillosen Fortlärmens nach ausgepiffenem Stücke gefragt haben, vielleicht möchte er es aber, zur Befänstigung, für rathsamer halten, dem Publikum zu versichern, was freilich jeder Einsichtsvolle schon ohnehin wissen konnte, daß man dieses Mißfallen des Stückes (wie es sich auf eine bis jetzt hier unerhörte Weise geäußert hatte) nicht habe vorhersehen können, da das Stück von mehreren bedeutenden Bühnen angenommen sey; man wolle sich künftig nach dem Geschmacke des Publikums richten. Da ging ein Jeder nach Hause. Fragen wir nun: Wodurch hatte das Stück, wodurch die Direktion eine so unwürdige Behandlung verdient? so ergiebt sich unter andern Folgendes. Das Stück ist die Arbeit eines genialen Dichters, doch eine Erstlingsarbeit eines Dichters, der die Bühne nicht kennt. Diese Unkenntniß liegt im ganzen Stücke klar zu Tage. Man kann ein sehr guter Dichter seyn, und doch kein Bühnengerechtes Drama zu schreiben verstehen. Clemens Gerke ist ein phantasiereicher Poet; das beweisen seine Gedichte, und so manche seiner andern Arbeiten. Wenn er sein Talent auf das verwendet, worin er mit Glück wirken kann, so wird er, vielleicht manches Verfehlte, doch auch recht viel Gelungenes liefern, um welches ihn mancher hochgepriesene Dichter beneiden möchte. Doch nicht Alle können Alles. Wir sind der Meinung, ein dramatischer Dichter müsse eigens geboren werden wie ein Humorist. Niemand kann sich zwingen, Beides zu seyn. „Die Auswanderer“ sind überdies flüchtig gearbeitet. Die Handlung, für höchstens zwei Akte ausreichend, verflechtet sich in fünf Akten. Die Charaktere sind größtentheils verzeichnet,

und, was das Schlimmste ist, man kann sich mit keinem befreunden. Keine Person weckt die Theilnahme und dient zum Gegengewicht gegen die vielen Karikaturen des Stückes, die sparsamer und an rechter Stelle gebraucht, von vieler Wirkung seyn könnten. Dem Dialog des Stückes fehlt aller Schliff; er sinkt oft bis zum Trivialen, während manche Stellen Witz und Humor zeigen. Das wären so ziemlich die Mängel der „Auswanderer“; darum konnten sie nicht gefallen. Doch eine solche Behandlung hatte das Stück nicht verdient. Man konnte es ruhig ansehen und am Schlusse Zeichen des Mißfallens geben, wie das öfterer geschieht, worauf die Direktion das Stück ad acta zu legen pflegt. Es war die erste Arbeit eines talentvollen Dichters, eines Deutschen, eines in Hamburg Lebenden; das hätte doch wohl eine kleine Rücksicht verdient, die man doch so manchem Produkt, das viel schlechter als Gerke's Stück ist, (wir nennen nur aus der neuern Zeit: Angely's „Graf Schelle“, Herrmann's „Schreckensgewebe“) angedeihen ließ. Gerke scheint, nach einer von ihm herausgegebenen Broschüre zu urtheilen, zu meinen, der Fall des Stückes sey allein seinen Feinden, deren er wohl unter den Mystikern hier einige zählen mag, zuzuschreiben. Dem ist nicht so; obgleich nicht zu läugnen seyn möchte, daß sie mitgewirkt haben. Mehr war es wohl ein Ingrimm einiger Individuen gegen die Direktion, welcher sich bei dieser erwünschten Gelegenheit Luft zu machen suchte. Es giebt nämlich seit einiger Zeit in unserm Stadttheater eine Partei Zischer, die ohne Sinn und Verstand, oft wahrlich sollte man meinen, bloß um zu stören oder Scandal zu machen, Zeichen des Mißfallens geben. Man sagt sogar, es gäbe einige Grünshnabel, welche applaudirten und zischten zugleich. Leider finden solche Böswillige immer einige Unmündige, die sich ihnen anschließen. Davon abgesehen, herrscht auch bei Andern, die sich für Kunstfreunde ausgeben, seit einiger Zeit eine auffallende Mißstimmung. Nichts ist ihnen recht, keine Sängerin singt ihnen gut genug, kein Stück ist ihnen genehm. Dabei führen sie immer im Munde: „Dieß und das schickte sich nicht für das Stadttheater,“ und doch lassen sie sich bei klassischen Stücken, bei Stücken, die den Geschmack bilden könnten, nicht im Theater blicken. Wie manche recht lobenswerthe Künstlerin haben diese sogenannten Kunstfreunde schon von unserer Bühne weggezischt. Denn welcher Sänger, welcher Schauspieler soll nicht die Lust verlieren, wenn ihm, noch bevor er seine wirklich untafelhafte Leistung beginnt, Zeichen des Mißfallens entgegenklingen, wie es z. B. noch jüngst bei der Vorstellung von „Figaro's Hochzeit“ Mad. Christiany erfahren mußte. Für diese Leute könnte man von allen Hoftheatern die ersten Künstler zusammenholen, sie würden doch nach ihrer Laune zischen. Es thäte daher wirklich noth, daß sich in unserm Theater die Unparteiischen, Wohlwollenden, welche nicht mehr verlangen, wie billigerweise gefordert werden kann, zusammen diesem ärgerlichen Treiben, wobei die Kunst zu Grunde gehen muß, entgegenstellen. Wir wünschen von Herzen, daß die Direktion, welche so redlich nach dem Besten strebt, auch endlich eine billige Anerkennung ihres Strebens finden möchte. Bis jetzt hat sie nur Undank geerntet, und es sollte uns nicht wundern, wenn sie endlich ermüdete. Dixi! —

(Fortsetzung folgt.)